

# Diskussion : zum Dialog zwischen Ina Praetorius und Willy Spieler (NW 5/99, 6/99 und 7/8/99)

Autor(en): **Knecht-Kaiser, Ursula**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus**

Band (Jahr): **94 (2000)**

Heft 1

PDF erstellt am: **25.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-144220>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Diskussion

## Zum Dialog zwischen Ina Praetorius und Willy Spieler (NW 5/99, 6/99 und 7/8/99)

Liebe Ina Praetorius, lieber Willy Spieler

Euren Dialog in den Neuen Wegen habe ich mit grossem Interesse und wachsender Spannung verfolgt. Ich bekam grosse Lust, mich einzumischen, weil mich die aufgeworfenen Fragen als Frau und als sozialpolitisch engagierte Zeitgenossin seit langem umtreiben und mir auch die von Euch zitierte Literatur nicht ganz unvertraut ist.

Jetzt allerdings, wo ich mir in den Ferien die Zeit nehmen kann für meine «Einmischung», fällt mir der Einstieg nicht leicht. Ein wenig komme ich mir vor, als ob ich zu spät zu einer Versammlung käme. Das Gespräch ist bereits im Gang, die Begriffe sind vielleicht geklärt. Ich verdrücke mich verschämt auf einen noch freien Stuhl, höre zu und warte auf ein Stichwort, das mir erlaubt, am Gesprächsfaden anzuknüpfen. So nehme ich jetzt all meinen Mut zusammen, setze mich zu Euch an den imaginierten Tisch, einen Tisch, der trennt und verbindet und dadurch die Kraft hat zu versammeln. (Das Bild vom Tisch habe ich mir von Hannah Arendt ausgeliehen, vgl. «vita activa», S. 66.)

### **Bezahlte Arbeit ist individuell austauschbar, unbezahlte individuell unentbehrlich**

Als Einstieg möchte ich von einem «Experiment» erzählen, das ich vor ein paar Jahren mit mir angestellt habe, um mich sozusagen «meiner Realität zu vergewissern» (Ina Praetorius, NW 7/8, S. 240). Damals war mir die Frage nach gerechter Verteilung von bezahlter und unbezahlter Arbeit, von Frauen- und Männerlöhnen, von Gleichstellung etc. wieder einmal nahe auf den Leib gerückt. Ich versuchte, für mich selber aufzulisten, wo überall ich eigentlich tätig bin und wofür und wie ich

entlohnt werde. Es ergab etwa folgendes Bild:

- *Teilzeitarbeit* (in einer Arztpraxis) *bezahlt*
- *Hausarbeit* (Putzen, Kochen, Einkaufen, Waschen etc.) *unbezahlt*
- *Beziehungsarbeit* (Partnerschaft, eine grosse Verwandtschaft – «ich bin Tochter, Schwester, Tante, Nichte, Cousine, Mutter etc. etc.»), würden meine afrikanischen Freundinnen sagen – grosser Bekannten- und Freundeskreis) *unbezahlt*
- *Erziehungsarbeit* (ich habe 3 Kinder« aufgezogen») *unbezahlt*
- *Projektarbeit* (AusländerInnen, Flüchtlinge, Frauen) *unbezahlt*

So weit – so gut. Diese Auflistung ist nichts Neues. Sie trifft auf viele Frauen zu. Vermutlich auch auf ein paar Männer.

Nun stellte ich mir aber eine weitere Frage, versuchte eine *neue Kategorie* einzuführen. In welchen Tätigkeitsbereichen, fragte ich mich, schätzt du dich als *unentbehrlich/unersetzbar*, in welchen als *entbehrlich/ersetzbar/austauschbar* ein? Die Antwort hat mich einigermaßen verblüfft. Ich musste mir eingestehen, dass ich bei der Lohnarbeit am leichtesten ersetzt werden kann. Auch aus einem Teil der Hausarbeit kann ich mich gut und gerne wegdenken, ausser vielleicht beim Kochen. (Begleiten uns nicht ein Leben lang Erinnerungen an Gerüche und an den Geschmack bestimmter Gerichte aus Mutters Küche? Die Literatur legt davon beredtes Zeugnis ab...)

In allen andern Tätigkeitsbereichen empfand ich mich schlicht als unentbehrlich, *nicht ersetzbar*. Die Partnerschaft, den Freundeskreis gäbe es nicht ohne mich. Auch die drei Kinder wären ohne mich nicht auf der Welt. Und was ich ihnen auf ihren Lebensweg mitgegeben oder nicht

mitgegeben habe, ist stark mit meiner Persönlichkeit verknüpft (ich habe es auch zu verantworten...). Verschiedene Projekte habe ich mitinitiiert oder mitgeprägt, dafür mein Herzblut vergossen, einige wären gar nicht entstanden ohne mich.

Merkwürdig, dachte ich, für eine Arbeit, für die es mich als Person gar nicht braucht, weil sie auch von andern ausgeführt werden kann, werde ich bezahlt. Für Arbeit, die mit mir als Person untrennbar verflochten ist, die unverkennbar meine Handschrift trägt, erhalte ich keinen Lohn. Ob es andern ähnlich ergeht? Ein allgemein beobachtbares Phänomen, sozusagen ein «*herrschendes Prinzip*» unserer Gesellschaftsordnung? Was mir widerfährt, gilt offensichtlich für einen grossen Teil der arbeitenden Bevölkerung. Und das, obwohl wir uns weitgehend über die Lohnarbeit definieren! Gewiss, je kreativer eine Tätigkeit, je schöpferischer eine Arbeit, desto stärker ist die Persönlichkeit der Ausführenden eingebunden. Das gilt für manche Handwerker, für einige geistig oder pflegerisch Tätige (hier wird auch schlecht bezahlt) und besonders natürlich für Kunstschaffende. Aber gerade hier zeigt sich auch die Schwierigkeit des «angemessenen» Preises. Wieviel ist ein Kunstwerk (ein Gemälde, eine Skulptur, ein Gedicht, eine Komposition) wert? Nicht ohne Grund sprechen wir von «Liebhaberpreisen». (Niklaus Meienberg erzählt in seinem Buch «Geschichte der Liebe und des Liebäugelns» eine lustige Anekdote zu diesem Thema. Fazit der Geschichte: Ein Gedicht ist zwar unbezahlbar; das bedeutet aber nicht, dass es unterbezahlt werden soll...)

### Lohn als «Trostpflaster»?

Beflügelt von meiner «Entdeckung» geriet ich ins Spintisieren. Was könnte unter diesen Voraussetzungen der Sinn von Lohn, Gehalt, Entgelt sein? Sollte damit vielleicht eine Art «*Ausgleich*» geschaffen, sozusagen ein «Trostpflaster» verabreicht werden für Arbeit, die zwar gesellschaftlich notwendig und sinnvoll sein kann, bei der sich die Ausführenden aber bewusst sind,

dass sie jederzeit ersetzt werden können? Denn welcher vernünftige Mensch will eine Arbeit verrichten, die mit ihm als Person nichts zu tun hat, es sei denn, es winke ein finanzieller Ausgleich, eine Belohnung? – Werde ich nächstens, wenn ich einen gut verdienenden Bekannten treffe, mein Bedauern drüber ausdrücken, dass er bei seinem hohen Gehalt offenbar hoch entbehrlich sein müsse? (Wer die Wirtschaftsseiten der Zeitungen liest, erfährt häufig von Top-Managern, die ausgewechselt werden – mit Top-Abfindungen...)

Abends spät erzählte ich meinem Mann von meinen «Entdeckungen». Es dauerte eine Weile, bis er begriff, bzw. ich mich präzise genug ausgedrückt hatte. «Man sollte», sagte ich zu ihm, «eine repräsentative *Umfrage* lancieren. Die Befragten müssten sich selber einschätzen, wo sie sich für ersetzbar/entbehrlich, wo für unersetzlich halten.» «Um Gottes Willen», rief er, schrie es beinahe, «das dürfte man nicht zulassen! Was denkst du, wie viele Menschen diese Umfrage in tiefste Depressionen stürzen würde, wenn sie sich darüber bewusst werden, wie ersetzbar und austauschbar sie oft gerade dort sind, wo sie sich so wichtig nehmen.» (Mein Mann ist Arzt.)

Meine These vom Lohn als «Trostpflaster» ist vielleicht gar nicht so daneben, dachte ich. Haben wir es mit einem gigantischen *Ablenkungs- und Täuschungsmanöver* zu tun? Mit einer geschickten Verschleierungstaktik, der Sozialisten wie Kapitalisten auf den Leim kriechen? Wäre Entlarvung angesagt?

Natürlich habe ich Freundinnen meine «Erkenntnisse» unterbreitet. Die Reaktionen fielen unterschiedlich und gegensätzlich aus. Eine Freundin z.B. hat mich spontan umarmt und mit Tränen in den Augen gemeint, sie könne jetzt wieder freier atmen und fühle sich gestärkt. Sie sei sich derart beschissen und entwertet vorgekommen, sei auch von Feministinnen attackiert worden, weil sie sich nach der Scheidung entschied, ihre Berufsarbeit aufzugeben und vorwiegend für die Kinder da zu sein.

Andere warfen mir aber vor, ich zementierte *alte Rollenbilder*, mein Denkansatz sei alles andere als emanzipatorisch. Dem Arbeitgeberpräsidenten würde ich gute Argumente liefern, schliesslich werde er nicht müde zu betonen, wie wie wichtig und wertvoll die Arbeit der Frauen als Mütter sei, schlichtweg unbezahlbar... (was die Abstimmung zur Mutterschaftsversicherung ja bewiesen hat).

Andere fanden meinen Gedankenanstoss, etwa die Vorstellung vom Lohn als Trostpflaster ganz amüsant, vielleicht zu einer Cabaret-Nummer ausgestaltbar, aber doch ziemlich realitätsfremd.

Linke klärten mich darüber auf, dass *Karl Marx* das Thema «entfremdete Arbeit» bereits erschöpfend behandelt habe.

Es ist also gar nicht so einfach, wenn frau einen «Blickwechsel» wagt (um für einmal das erwartungsschwere Wort «Paradigmenwechsel» zu vermeiden), und sei es nur als Gedankenexperiment. Frau gerät auf abschüssiges Gelände, begibt sich auf eine Gratwanderung, riskiert *Applaus von der falschen Seite*. Umdenken ist unbequem, irritierend. Kritisch aufklärerisch (aufrührerisch?) hinterfragen riskant, wenn es nicht auf den Gleisen des «Mainstreams» (ob links oder rechts) geschieht; Entgleisung droht. (Dennoch: «Es gibt nur eine Aufklärung», sagt Peter Sloterdijk, «diejenige, die etwas merkt». Was merken Frauen??)

Die *Reaktionen* auf den Vorschlag für einen «feministischen Paradigmenwechsel im Politikverständnis» kamen mir vertraut vor.

\*

Ich würde jetzt gerne noch auf ein paar konkrete Punkte eingehen, die in Eurer Debatte angesprochen wurden. Aber ich merke, dass dies den Rahmen dieses Briefes sprengen würde. Also nur kurz antippen, was mir auf der Seele brennt:

**Autonomie (Andrea Günter NW 5/99, S. 146, Willy Spieler, S. 151)**

Ein grosses philosophisches Thema! Gibt es das autonome Subjekt wirklich?

Besteht nicht die Einmaligkeit, Einzigartigkeit und Unverwechselbarkeit jedes menschlichen Subjekts darin, dass es nicht nur auf Beziehungen angewiesen ist, sondern sich überhaupt erst und vor allem in Beziehungen verwirklicht (und sei es nur, um sich – wie ich hier an der Schreibmaschine – mitzuteilen)? Mir gefällt in diesem Zusammenhang der Vorschlag von Sloterdijk. Er entlarvt das «autonome Subjekt» als Illusion und schlägt vor, das «*erotische Subjekt*» in den philosophischen Diskurs einzuführen (resp. wiedereinzuführen. Vgl. Die Rede der Diotima in Platons Gastmahl und die luzide feministische Interpretation dieser Passage von Luce Irigaray in ihrer «Ethik der sexuellen Differenz»). Das erotische Subjekt weiss darum, dass es sich nicht selber genügen kann. Zu meinen, man könne sich selber genug sein, führt zu Grössenwahn, zu Allmächtsphantasien, zu Narzissmus und Depression. Das erotische Subjekt weiss, dass es auf Andere und Anderes angewiesen ist, ja es freut sich darüber und ist deshalb immer auf der Suche...

### **Zum Politikverständnis von Hannah Arendt**

Sie ist mir in den letzten Jahren immer wichtiger geworden. Zu ihrem Politikverständnis gehört – wenn ich sie richtig verstanden habe – das, was sie «*öffentlichen Raum*» nennt. Er entsteht zwischen den Menschen, wenn sie sich über das verständigen, was alle angeht, das inter-esse, nicht das Private, sondern das Gemeinsame. Aber wer ist «alle»? Auch darüber müsste öffentlich nachgedacht werden. Wenn Menschen aufgrund ihres Geschlechts, ihres Alters (besser: ihrer Jugend, z.B. Kinder), weil sie keine Staatsbürgerschaft oder geregelte Aufenthaltsbewilligung besitzen, oder ganz einfach weil der Überlebenskampf alle Zeit und Kraft verschlingt, nicht am «öffentlichen Raum», also am Politischen partizipieren können, kommt das, was *alle* angeht, nicht zur Sprache und tritt nicht in Erscheinung. Hier müsste m.E. die «soziale Frage» ansetzen, nämlich als Frage nach den Bedingungen der Partizipation

resp. des Ausschlusses vom «öffentlichen Raum», also vom Politischen. Die soziale Frage wäre dann nicht in erster Linie eine Frage nach der «gerechten Verteilung» der Güter, sondern nach der Möglichkeit, am gesellschaftlichen Leben und am politischen Diskurs teilzuhaben. Daraus ergeben sich zwangsläufig Konsequenzen hinsichtlich der Güterverteilung und des selbstverständlichen Primats der Politik über die Wirtschaft.

Damit der «öffentliche Raum» entstehen und wirksam werden kann, braucht es ganz reale Räume, Orte, Plätze. Nicht nur Parlamente, auch Küchen-, Stamm- und Runde

Tische; sicher auch öffentliche Plätze, geschützte und welche unter freiem Himmel. (Was ich seit 9 Jahren auf dem Labyrinth-Platz im Zeughaushof von Zürich – ein öffentlicher *Frauenplatz* notabene, aber offen für alle – erlebe, stimmt mich zuversichtlich. Darüber zu berichten, würde weitere Seiten füllen, das spar ich mir und Euch für später auf...)

Sorry, der Brief ist länger geworden, als ich beabsichtigte. Aber es war schön bei Euch am Tisch. Ich hoffe, Ihr habt Euch nicht gelangweilt mit mir.

Herzlich

*Ursula Knecht-Kaiser*

## Hinweise auf Bücher

Martin Stöhr, *Dreireden*. Essays – Vorträge – Thesen – Meditationen, hg. von Klaus Müller und Alfred Wittstock. Wuppertal 1997. 521 Seiten, DM 48.–.

Der 65. Geburtstag von Martin Stöhr – zunächst Studentenpfarrer in Darmstadt, danach Direktor der *Evangelischen Akademie Arnolds-hain* und schliesslich Professor an der Gesamthochschule Siegen – ist den Herausgebern Anlass, auf dessen bisheriges Arbeiten zurückzublicken, um eine «vorläufige Bilanz» zu ziehen und Zeugnisse der immensen Schaffenskraft Stöhrs vorzustellen.

Die hier zusammengestellten Arbeiten Martin Stöhrs aus einem Zeitraum von über dreissig Jahren lassen als roten Faden eine «Werktreue» erkennen, die auf spannende Weise immer wieder versucht, das *biblische Wort unter den Bedingungen dieser Zeit*, dieser Gesellschaft, dieser Welt neu auszulegen, um diese Bedingungen zu befragen, ob sie lebensbejahend sind oder verändert werden müssen. Exegese wie Systematik oder Homiletik ist für Stöhr «eine Frage nach dem Tun der Wahrheit», die ständiges «Dreireden» erfordert.

*Ökumenisch* ist die Ausrichtung eines solchen Denkens und Wirkens allemal, bringt sie doch den «ganzen bewohnten Erdkreis» ins Spiel. «Brot und Himmel teilen» bildet *Lebens- und Tateinheit* in dieser einen Welt, als Gabe und Aufgabe der Kirchen der «reichen, weissen Ein-Drittel-Welt». Dies spiegeln die vorliegenden Arbeiten wieder, die den ersten Schwerpunkt des Bandes ausmachen. Dabei hat nach Stöhr der

christlichen Aufgabe einer «*ecclesia semper reformanda ... eine societas semper reformanda*» zu entsprechen. Deshalb redet, schreibt und handelt Martin Stöhr gegen einen Glauben, der «wie ein gefrorener Wasserfall in Dogmen, Lehrsätzen, Institutionen und Gewohnheiten erstarrt bleibt» – im vollen Bewusstsein dessen, dass das «Eintreten für ein Leben in Wahrheit, Gerechtigkeit und Frieden ... die Bereitschaft zum Konflikt mit religiösen und säkularen Autoritäten» bedeutet.

Das *christlich-marxistische Gespräch* – zweiter Schwerpunkt des Sammelbandes – tritt für Martin Stöhr schon in den Blickpunkt zu einer Zeit, als bei den Kirchen «Antikommunismus nur allzu oft an die Stelle des biblischen Credo» getreten war. Nahezu die gesamte Nachkriegsgeschichte in Deutschland gerät für Stöhr zum Beispiel für die «Gefangenschaft der Kirche durch selbstgewählte Anpassung». Anhand des grossen Prager Theologen *Josef L. Hromádka* verweist Stöhr auf ein Vorgehen, wie es oft zu beobachten war und ist: «Man hatte ihn eingeordnet, ehe man ihn angehört hatte...» Und dabei hätte doch dessen Versuch, «die Anfragen des Marxismus im Interesse der Hungernden, Nackten, Unterprivilegierten und Vergessenen an die Christenheit zu vermitteln», sowie der Versuch, «das Kirchenmodell einer freien, nichtprivilegierten Kirche in einer ehrlich und prononciert atheistisch sein wollenden Gesellschaft zu verwirklichen, höchste Aufmerksamkeit in der westlichen Christenheit verdient». Mit Entsetzen sieht Stöhr die «Verwertbarkeit eines zum ideologischen Überbau der westlichen Gesellschaftsordnung entarteten Christentums».